



# Die Übersetzerin

---

**MUSIK** Joana Mallwitz wird die erste Chefdirigentin eines bekannten Berliner Orchesters. Kann sie der Klassik das dringend nötige Update verpassen? *Von Jurek Skrobala und Thomas Schmall*

**E**in junger Mann steht vor dem Opernhaus in Nürnberg. »Was ist da?«, fragt er.

Ein Konzert.

»Was für eins?«

Strawinski.

»Schlawinski?«

Kennt er nicht.

Der junge Mann lässt das Opernhaus hinter sich.

Wäre er hineingegangen, hätte er erfahren können, dass Strawinski Igor mit Vornamen hieß und ein russischer Komponist war. Dass er mit seinem Werk »Le Sacre du printemps« im Paris Anfang des 20. Jahrhunderts einen der größten Skandale der Musikgeschichte auslöste. Dass »Sacre« nach Grashalmen klingt, die wachsen. Nach Knospen, die sich öffnen. Vögeln, die rufen. Nach russischem Frühling.

Davon erzählt eine junge Frau etwas später auf der Bühne des Opernhauses. Sie spricht frei. Sie spricht klar. Sie steht gerade. Sie blickt ins Publikum. Sie weiß, wie man vor Leuten redet. Es wirkt, als machte sie das hauptberuflich.

Doch Joana Mallwitz spielt eigentlich das stillste Instrument des Orchesters. Sie ist die Dirigentin.

Die 36-Jährige ist ein Star, der nicht wie ein Star auftritt. Mit 13 begann sie an der Seite des heutigen Weltklassepianisten Igor Levit ihre musikalische Ausbildung an der Hochschule in Hannover. Mit 27 wurde sie in Erfurt die jüngste Generalmusikdirektorin Europas. Für die Stelle in Erfurt entwickelte sie ihre »Expeditionskonzerte« – wie das über Strawinskis »Sacre« im vergangenen Jahr in Nürnberg. Bei dem Format führt sie erst persönlich in ein Werk ein, dann wird es vom Orchester gespielt. In Nürnberg waren die Expeditionskonzerte beliebt, sie wurden zu Mallwitz' Markenzeichen. Vor Kurzem hat sie einen Exklusivvertrag beim Label Deutsche Grammophon unterschrieben, ab der Saison 2023/24 wird sie Chefdirigentin des Konzerthausorchesters in Berlin. Joana Mallwitz wird damit die erste Frau an der Spitze eines bekannten Orchesters der Kulturmetropole.

Viel Druck. Das sagt sie auch selbst, einige Monate vor ihrem Antritt. »Aber auch eine Herausforderung, auf die ich mich freue.« Eine große Herausforderung. Zu groß?

2022 ist mit dem Hollywoodfilm »Tár« die Figur der Dirigentin in der Popkultur angekommen. Nur anders als die herrschsüchtige Leiterin einer fiktionalen Fassung der Berliner Phil-



Martin Walz

**Musikerin Mallwitz:**  
Wenn Elfenbeinturm,  
dann bitte aus Glas

harmoniker, die Cate Blanchett spielt, steht Joana Mallwitz für eine neue Generation. Eine, der es nicht so sehr um Geniekult geht, um die unantastbare Aura des Maestros, sondern um Zugänglichkeit, um Verständlichkeit. Mallwitz wirkt wie eine Übersetzerin der klassischen Musik in die Welt von heute.

Sie fügt sich gut in eine Zeit, in der einerseits junge Erklärerinnen komplexer Themen wie Mai Thi Nguyen-Kim populär sind und in der andererseits die Methoden von Dirigenten alter Schule wie Daniel Barenboim kritisiert werden. Eine Zeit, in der auch von der Klassik mehr Transparenz gefordert ist. Ein bisschen mehr Volkshochschule statt nur Eliteinternat. Wenn Elfenbeinturm, dann bitte aus Glas.

»Wir können nicht mehr so tun, als wäre das die Welt von vor 70 Jahren«, sagt Mallwitz einen Tag nach dem »Sacre«-Expeditionskonzert in Nürnberg. »Es reicht nicht zu sagen: Ich ziehe meinen Frack an, gehe auf die Bühne, verbeuge mich, dirigiere meine Sinfonie und erwarte, dass die Leute da einfach hinkommen. Das ist nicht mehr so. Das wäre überheblich.«

Mallwitz spricht, als wäre ihre Sprache Musik, die sie dirigiert. Sie setzt Pausen. Sie setzt Akzente. »Bäm.« Sie lacht laut auf. Sie spricht leise. Sie spricht schnell. Sie schöpft aus dem Vollen und schafft es, nicht exaltiert oder egozentrisch rüberzukommen. Redet sie über ihren Beruf, meidet sie Wortgirlanden, die außerhalb der Klassikbubble niemand versteht. Sie meidet es auch, sich zu überhöhen. Auf die Frage, ob sie sich im Vortragsteil der Expeditionskonzerte als Dirigentin zu sehr exponiere – sie spricht dann viel, während das Orchester kurze Klangbeispiele beisteuert –, reagiert sie irritiert. Dass solche Experimente möglich sind, ist für sie ein Ausdruck gelungener Zusammenarbeit. »So was kann man

**»Wir können nicht mehr so tun, als wäre das die Welt von vor 70 Jahren.«**

sich nur trauen, wenn man sich gegenseitig vertraut.«

Ihre Idee mit den Expeditionskonzerten hat etwas vom Versuch, der mitunter einsamen Tätigkeit einer Dirigentin ein wenig Einsamkeit zu nehmen. Sie kam ihr beim Studium von Partituren. »Und dann sitzt man da zu Hause, liest ein Werk wie »Sacre« und denkt: Ich renn jetzt raus auf die Straße und erzähl allen, ihr müsst euch das anhören. Ihr wisst nicht, was ihr verpasst.«

Sie hätte nicht gedacht, sagt sie, dass ihre Idee so erfolgreich werden würde. Aber dann wurde sie beim Bäcker darauf angesprochen. Oder als sie sich eine neue Regenjacke kaufte. Von Leuten, die vielleicht auch nicht wissen, wer Strawinski ist. Die aber vermutlich von der Dirigentin gehört hatten, die was anders macht als die anderen.

Die Expeditionskonzerte nimmt Mallwitz nun mit nach Berlin. Nur ist Berlin, das weiß sie, ein anderes Pflaster als Erfurt oder Nürnberg.

In Berlin ist die Konkurrenz groß. Aus Sicht des Konzerthausorchesters vor allem in Form der Berliner Philharmoniker, bei denen Mallwitz noch nicht als Gastdirigentin aufgetreten ist. Ihr erstes Gastspiel dort ist für die Saison 2024/25 geplant. Die Nachricht, dass Intendant Sebastian Nordmann die Dirigentin als neue Chefin verpflichten wolle, als Nachfolgerin weltberühmter Dirigenten wie Eliahu Inbal, Iván Fischer und Christoph Eschenbach, hat laut SPIEGEL-Informationen im Konzerthausorchester auch für Unmut gesorgt. Wie mehrere Quellen berichten, sind einige Orchestermitglieder offen dagegen gewesen; wohl auch mit der Begründung, dass Mallwitz noch Erfahrung fehle.

Auf Anfrage ließ Nordmann verneinen, dass es diese Vorbehalte gegen Mallwitz gegeben habe. »Bei der Auswahl von Chefdirigent\*innen haben Orchestermitglieder üblicher- und verständlicherweise unterschiedliche Vorstellungen«, hieß es in dem Statement. »Im Konzerthausorchester hat sich die Mehrheit für Joana Mallwitz ausgesprochen.«

Dass in Berlin Streit darüber herrscht, wie die renommierten Chefdirigentenposten besetzt werden, ist nicht neu. 1999 gewann Simon Rattle die Wahl für die Leitung der Berliner Philharmoniker knapp gegen Daniel Barenboim. Rattle öffnete das Orchester mehr für moderne Werke. Er setzte den Stil seines Vorgängers Claudio Abbado fort, Stücke im kollegialen Miteinander zwischen Diri-

gent und Orchester einzuüben. Ein Kontrapunkt zu Daniel Barenboim.

Anfang 2023 trat Barenboim als Generalmusikdirektor der Staatsoper Unter den Linden mit der Begründung zurück, dass sich sein Gesundheitszustand verschlechtert habe. Länger schon waren Vorwürfe gegen ihn laut geworden, in denen von Schikane und Machtmissbrauch im Umgang mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern die Rede war. Barenboim wies die Vorwürfe zurück.

Für einen Kontrapunkt zum antiquierten Bild des Maestros steht auch Mallwitz. Das wird etwa in ihren Orchesterproben deutlich. Doch auch wenn sie den Musikerinnen und Musikern zugewandt wirkt, wenn sie ihre Einwände aufnimmt, verliert sie weder an Fokus noch an Autorität.

Nürnberg im März, Probe zu Mozarts »Hochzeit des Figaro«: Mallwitz betritt eine Minute vor Probenbeginn den Raum. Ihre Schritte sind schnell, aber nicht hastig. Sie stellt sich mit geradem Rücken in einen Halbkreis, den das Orchester bereits für sie vorbereitet hat, und sagt: »Wir starten mal mit der Ouvertüre.« Ohne viel Drumherum. Keine Sperenzchen. Keine Girlanden.

Frage, knapp einen Monat später, zum Wechsel nach Berlin: Wie wird sie sich dem neuen Orchester annähern, mit Teambuilding-Maßnahmen?

»Ehrlich gesagt«, sie betont das nächste Wort stark, »rein über die Musik. Also rein über die Arbeit.«

Ein anderes Mal sagt sie: »Es geht um die Musik. Es geht um die Sache.« Sie betont es immer wieder.

Was Mallwitz sagt, erinnert an eine andere Dirigentin ihrer Generation, Mirga Gražinytė-Tyla. Die erste Dirigentin, die bei der Deutschen Grammophon unterschrieben hat, sagte dem SPIEGEL vor vier Jahren: »Die erste Bestrebung ist doch, das, was man macht und was man mag, gut zu machen und darin anerkannt zu werden.« Das klang damals wie die Fortsetzung einer Antwort von Nadia

## Sie übersetzte »Sacre« für den Schulhof.

Boulanger vor mehr als 80 Jahren. Ein Journalist hatte die Dirigentin gefragt, wie sie sich »als Frau am Pult« fühle. »Wenn ich zum Dirigieren aufstehe, denke ich nicht darüber nach, ob ich ein Mann oder eine Frau bin«, sagte Boulanger. »Ich mache meine Arbeit.« Mallwitz' Fokus auf die Sache hat Tradition.

Sosehr sie in Berlin eine Vorreiterinnenrolle einnimmt, so sehr steckt sie in einer Situation, in der sich schon manche Kollegin vor ihr befand. Es wird besonderes Augenmerk darauf gelegt, dass sie eine Frau ist.

Mallwitz seufzt. »Ich kann's gar nicht anders sagen ... Und wie oft habe ich diesen Satz schon gesagt? Ich bin immer wieder überrascht, wo man noch die erste Frau sein kann. Aber irgendwann wird das dann auch mal abgefrühstückt sein.«

Vielleicht geht es ihr aber noch aus einem anderen Grund um die Sache.

Mallwitz ist schon früh als Kind zum Klavier- und Geigenunterricht gegangen. Aber erst am IFF in Hannover, dem damals gerade erst gegründeten Institut zur Frühförderung musikalisch Hochbegabter, entdeckte sie in einem Alter, in dem andere Kinder eher »Lustige Taschenbücher« lesen, ihre Vorliebe für Partituren. »Sacre«. »Tristan«. Tschaiowski. Schubert. Was lest ihr da?, fragten die Professoren, erinnert sie sich. Was hört ihr da innerlich? Was ist das für euch? »Und mich hat's total getroffen.«

Igor Levit, ein Freund von Mallwitz, blieb beim Klavier. Mallwitz lernte, dass es einen Beruf gibt, in dem sie ihrer Vorliebe Takt für Takt und Tag für Tag nachgehen kann.

Doch ihr Umfeld riet ihr ab, Dirigentin zu werden. Das sei nichts für sie. Sie sei kein Showtyp. Zu fragil. Das sei ein Haifischbecken.

Sie widersetzte sich den Stereotypen. Sie fokussierte sich auf die Sache. Auf die Musik.

Es stimmt nicht, dass Mallwitz kein Showtyp ist. Das hat die Zeit gezeigt. Nur scheint es in ihrer Art von Show nicht vorrangig um Entertainment zu gehen (obwohl die Lacherdichte bei ihren Expeditionskonzerten höher sein dürfte als bei den meisten anderen klassischen Konzerten). Es geht um anschauliche Kommunikation.

Zum einen zeigt sich das daran, wie sie Musik verkörpert: Spricht sie beim »Sacre«-Expeditionskonzert von »Spannung«, zieht sie mit der Hand von links nach rechts einen Bogen. Einen Spannungsbogen. Geht es darum, dass die Lautstärke steigt, dreht sie mit der Hand an einem unsichtbaren Lautstärke-regler. Wie bei einem Verstärker.

Zum anderen zeigt sich das daran, wie sie Musik versprachlicht: Will sie bei der »Figaro«-Probe die Musikerinnen und Musiker dazu bringen, ein Motiv stärker zu akzentuieren, spricht sie davon, an der Stelle nicht zu »murmeln«. Soll ein Motiv dezenter klingen, sagt sie: »Unterirdisch! Drei Kilometer darunter.« Sie hat eine klare Vorstellung und kann die artikulieren.

Auf den ersten Blick mag das erklären, wieso sie eine so gute Klassikübersetzerin ist. Auf den zweiten Blick findet sich eine tiefer liegende Erklärung.

Sie komme nicht aus einer Musikerfamilie, erzählt Mallwitz. Für die Mutter war Klavier ein Hobby. Die Eltern, beide Pädagogen, schickten die Tochter raus in den Garten, wenn sie das Gefühl hatten, dass sie zu lang am Klavier saß.

In ihrer frühen Kindheit war sie nie in der Oper oder im Sinfoniekonzert. Sie musste sich den Zugang zur Klassik selbst erarbeiten. »Sacre« sah sie zum ersten Mal, als sie schon am IFF lernte. Igor Strawinski haute Joana Mallwitz um. »Ich hab meinen Klassenkameraden davon erzählt. Und plötzlich fanden die das alle toll.« Sie übersetzte »Sacre« für den Schulhof.

Eine Art Lieblingsbuch von ihr, sagt sie, sei damals Franz Schuberts »Sinfonie in h-Moll« gewesen. Die »Unvollendete«. Die Partitur hat sie sich von den Eltern zum 13. Geburtstag gewünscht.

Der zweite Satz ist für sie eine »Traumschleife«. Man komme in der »Unvollendeten« immer wieder am selben Ort an, übersetzt sie – und doch nicht. Ein Déjà-vu, aber als neuer Mensch.

»Ich hab das gelesen und noch intensiver innerlich gehört, noch intensiver, noch intensiver, bis ich dachte: Irgendwann flieg ich weg.«

Mallwitz redet gern über Musik, aber sie sagt auch, dass man nicht ständig über Musik reden müsse.

Am Ende sei auch bei ihren Expeditionskonzerten das Allerwichtigste, »dass wir das ganze Ding von A bis Z spielen«. Am Ende trage die Musik den Kern der Sache. »Am Ende ist es die Musik allein.«



Dirigentin Mallwitz mit Konzerthausorchester Berlin: Ein anderes Pflaster als Erfurt oder Nürnberg

Simon Pauly